Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 239 (1960)

Artikel: Simon Thönys letzter Tag : Erzählung
Autor: Job, Jakob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-375661

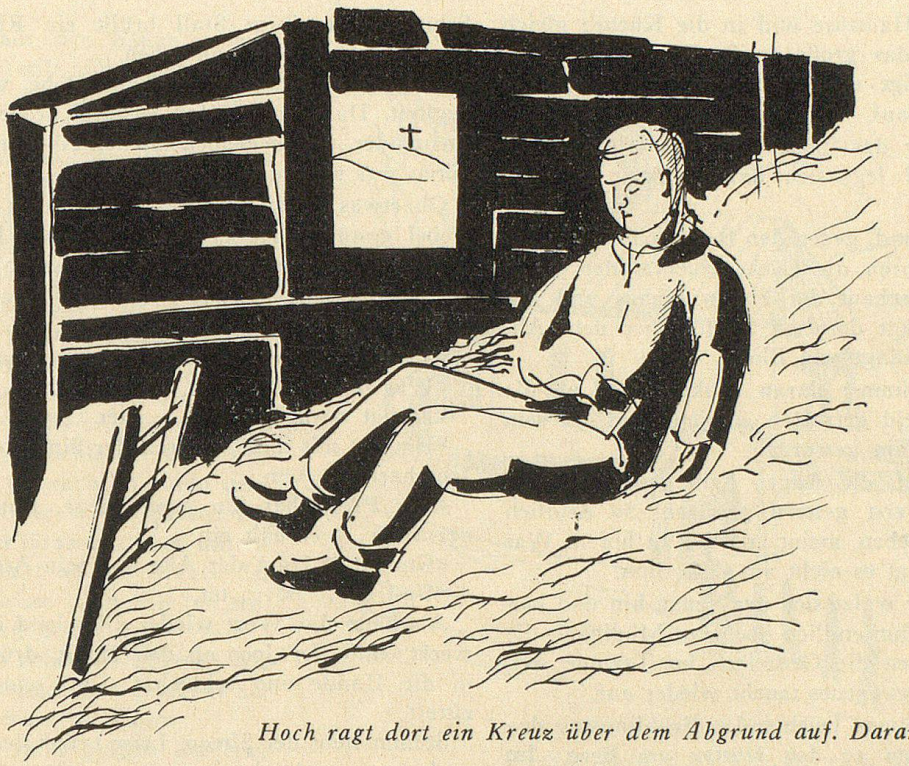
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Hoch ragt dort ein Kreuz über dem Abgrund auf. Daran hängt sein Blick.

Simon Thönys letzter Tag

Erzählung von *Jakob Job*

Die Sonne brennt auf die Schindeldächer der Holzhäuser. Geduckt und klein stehen sie da, am steilen Hang, gebräunt, verwittert. Nur die klaren Fensterscheiben schauen hell ins Tal, wo der wilde Bergbach rauscht und tost.

Da, wo der Hang jäh sich senkt, steht Simon Thönys Haus. Eng lehnt sich das Dach an die Halde; hell schaut der breite Giebel in das Tal. Vor den Fenstern, auf dunklen Simsen, stehen blühende Nelken und hangen leuchtend über die sonnverbrannte Holzwand hinunter.

Einer von Simons Vorfahren hatte das Haus erbaut mit eigener Hand. Noch stehen oben im Giebel in zierlicher Schnörkelschrift auf dem dunklen Grunde Name und Jahreszahl zu lesen: Christen Thöny 1743. Freilich nur schwach sichtbar noch; Sonne und Regen, Sturm und Schnee haben die einst helle Farbe verblassen lassen.

Doch ist darunter auch der Spruch noch zu entziffern, den jener Vorfahr zu Trost und Halt für sich und seine Nachkommen hingesetzt hatte, der Spruch: «Im Leben und Sterben sind wir des Herrn.»

Aus dem Hause tritt Simon. Hager, knochig, ein wenig gebeugt, sonnverbrannt das bartlose, durchfurchte Gesicht. Langsam schreitet er vor das Haus, wo unter den blühenden Nelkenbüschen eine Bank an der Wand steht. Da setzt er sich drauf, schaut vor sich hin, stützt den Kopf in die Hände und sinnt.

Ja, der Simon Thöny sann! Schon lange wußten sie es im Dörfchen. Oft hatte ihn einer mitten in der Arbeit inne halten und sich auf die Gabel oder den Rechen stützen sehen. Und so konnte er stehen und hinaufschauen zu den Bergen und sinnen und schweigen.

Manchmal, wenn seine Frau ihn so sah, übernahm es sie. «Jetzt sinnt er wieder, der Simon», sagte sie vor sich hin und mußte mit der Hand über die Augen fahren, weil ihr plötzlich so trübe wurde davor.

So sitzt der Simon auch heute und sinnt. Sein Kopf liegt in den Händen. Plötzlich gleitet er mit den aufgestützten Ellbogen aus; mit einem Ruck schlägt der Oberkörper nach vorn. Erschreckt und verwundert schaut der Simon auf. Hat er geschlafen? Seltsam! Aber wie er aufsteht und sich reckt, merkt er, wie ihm die Müdigkeit in allen Gliedern liegt.

Er kehrt sich um und ruft zum Fenster hinein: «Mutter, reich mir das Heutuch, ich lege mich eine Weile in den Gaden.»

Er schreitet zur Haustüre und in die Küche; gleich ist er wieder da, das große weiße Tuch unter dem Arm. Langsam steigt er das ausgetretene Trepplein zum Heuboden hinauf.

Droben breitet er das Tuch über das frische, duftende Bergheu und legt sich darauf. Aber schlafen kann er nicht.

Hinten in der Wand, gegen den Berg, steht die kleine Tür offen. Und durch die Lücke leuchtet der grüne Hang. Unablässig schaut der Simon hinaus und auf zum Berg. Hoch ragt dort ein Kreuz über dem Abgrund auf. Daran hängt sein Blick.

Seltsam, daß er immer daran denken muß, an die Zeit, da ihn das Leid getroffen, an jene Zeit, da sein Haus still und einsam geworden.

Wie er so daliegt, die Augen halb geschlossen, ist ihm, als sei alles erst gestern gewesen. So deutlich glaubt er alles zu sehen, meint er alles zu hören. Was er auch tut, er bringt es nicht aus dem Sinn.

Auf seinem Lager wälzt sich der Simon hin und her. Umsonst. Und wie ihm endlich doch vor Müdigkeit die Lider zufallen, gehen die Gedanken im Traume weiter. Und längst Vergangenes taucht wieder auf.

Er sieht sich an einem leuchtenden Frühlingstag den Hang hinaufschreiten zu den Hütten am Berg. Im Dörflein ist es wie ausgestorben; alles ist droben auf dem Maiensäß. Ist doch morgen der schönste Sonntag im Jahr, der Maiensäßsonntag.

Wie viele hat der Simon schon erlebt. Und doch fast wie ein Junger freut er sich darauf. Freilich das Tanzen überläßt er seinen Buben. Wird das eine Freude sein und eine Lust, wenn die Handorgel tönt und all das junge Volk sich auf dem Rasen herumdreht, mit glühenden Gesichtern.

Derweilen wird er mit den Alten in der Hütte sitzen, den vollen Rahmkessel vor sich, in den jeder mit dem hölzernen Löffel greift. Und der Johann Tarnutzer wird wieder einmal erzählen, von jenem Maiensäßsonntag, an dem er sich halb zu Tode gegessen und getanzt, daß man am andern Tag den Doktor holen mußte, drei Stunden weit unten im Tal. Wie der etwas gebrummt habe von unvernünftigen Tieren; wie er aber, der Johann, jetzt doch 80 Jahre alt geworden sei. —

Langsam schreitet der Simon den Hütten zu. Eng stehen sie ineinander, eine Wand nur trennt die eigene von des Nachbars Behausung. Offen stehen die Türen; aber seltsam — daß alles leer ist. Wo der Joos, sein Ältester wohl steckt? Und der Bub, der Georg? Ob er noch auf der Weide ist?

Auch die andern Hütten sind leer; kein Mensch ist zu sehen. Der Simon schreitet um die Ställe herum. Hinter den Schermen, wo der lange, aus einem Fichtenstamme gehauene Brunnentrog steht, liegen ein paar Kühe im Schatten. In einem Stall brüllt ein Rindlein. Aber nirgends ein Mensch zu sehen.

Der Simon schaut hinauf zur Höhe, wo die Weide beginnt. Da sieht er, daß sie alle droben stehen, eng ineinander, an derselben Stelle. Aber er kann nicht hören was sie reden.

Ob etwas geschehen ist? Vielleicht ist eine Kuh ins Tobel gestürzt, das fast senkrecht dort hinunter geht, viele hundert Meter weit ins Tal des Salginabaches.

Langsam steigt Simon den Hang hinan. Da kommt einer auf ihn zugestürzt. Der Joos.

«Vater!» ruft er keuchend. Er ist ganz bleich.

«Was ist, Bub?» fragt der Simon.

«Es hat etwas gegeben ... Der Georg» ...

«Was ist mit ihm?» schreit der Simon und packt den Joos hart am Arm.

«Ein Pferd hat ihn geschlagen», keucht der, «An der Stirn ..» er hält ein.

«Und? ...» fragt der Alte und sein Atem stockt.

«Und er ... ist ... tot.»

Als hätte das Wort wieder alles Leid in ihm aufgeweckt, fällt der Joos an den Hang, drückt den Kopf in die Hände und schluchzt. Und sein ganzer Leib zittert.

Stumm steht der Simon. Leise beugt sich sein Körper nach vorn, und schwer muß er sich auf seinen Stock stützen.

«Tot!» sagt er, und es ist, als spräche einer in weiter Ferne. Dann fällt sein Haupt auf die Brust.

Aber nur einen Augenblick. Gleich richtet er sich wieder auf: «Wo ist er?»

«Er liegt noch droben», würgt der Joos heraus.

Hart schreitet der Simon den Berg empor. Scheu weichen die droben zur Seite. Vor seinem Buben kniet er nieder und streicht ihm mit der Hand die blonden Haare aus der blutunterlaufenen Stirn.

«Mein Bub, mein Bub!» stammelt er. Dann sinkt er zusammen und sinnt ...

Derweilen haben sie den Georg auf eine Bahre gebettet und tragen ihn hinunter zu den Hütten. Am Weg sitzt immer noch der Joos, den Kopf in den Armen vergraben.

«Joos, der Vater!» sagt einer.

Da schaut er auf und sieht den Vater immer noch an derselben Stelle sitzen.

Langsam steht er auf und steigt empor. Leise berührt er den Simon mit der Hand: «Vater!»

Der fährt auf. Dann sagt er: «Bist du's? Komm, wir wollen heim zur Mutter.» Und sie schreiten wortlos den Berg hinab.

Vor seinem Haus bleibt der Simon stehen. Die Sonne wirft die letzten Strahlen in die Scheiben. Oben im Giebel leuchten die weißen verwaschenen Buchstaben; «Im Leben wie im Sterben sind wir des Herrn.»

Stumm schaut der Simon empor. Dann senkt er still sein Haupt. Seine harten Finger schließen sich zusammen.

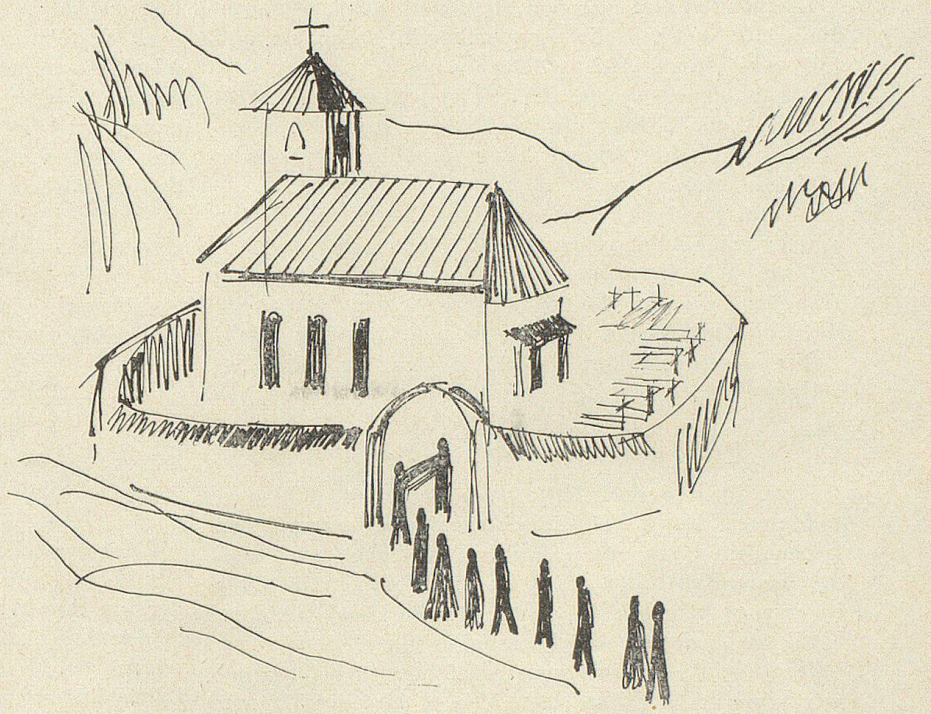
Und ergeben in den Willen des Herrn steht er und schaut in das Licht, das leise über den Bergen erlöscht.

Ein Geräusch vor dem Hause läßt den Simon erwachen. Seltsam, wie er nur so träumen konnte! Als ob er nicht mehr er selbst wäre, sondern ein ganz anderer, ein Fremder. Sich selbst hat er im Traume gesehen, seine eigene Geschichte nochmals erlebt.

Und diese, im Schlafe erlebte Geschichte, muß er wach zu Ende denken: Wie er in der Woche darauf seinem Buben das Grab gegraben mit eigener Hand, hart an der Mauer des kleinen Kirchleins. Und wie er still hinter dem Sarg geschritten.

Und wie das Leben weiterging; wie er das Leid getragen und geschafft hat für zwei, um es zu vergessen.

Und wie die Jahre gingen. Bis jener Frühling kam, und jener Tag, der ihm neues, noch schwereres Leid brachte.



Wieder läuteten die Glocken zum Grabe; aber diesmal schritt nicht er hinter dem Sarge her

Durch die offene Tür leuchtet immer noch das Kreuz vom Hang, das Kreuz, das die Burschen des Dorfes seinem Buben gezimmert, an der Stelle, da ihn der Schlag des Pferdes getroffen.

Jetzt trägt das Kreuz einen zweiten, teuren Namen.

Und auch an diesen knüpft sich eine schwere, harte Geschichte. Auch daran muß der Simon denken. Vor seinem Auge steht jener Tag aus der Vergangenheit auf, der ihm noch schwereres Leid gebracht. Was er auch tut, er bringt es nicht aus seinem Kopf; es ist als müßte er sich selbst die Geschichte neu erzählen.

Der Winter war hart gewesen. Hoch lag der Schnee an den Halden, kaum daß man den Weg zur Kirche bahnen konnte. In die Schule gingen die Kinder schon seit Wochen nicht mehr.

Aber plötzlich kam der Frühling. Der Föhn jagte über die Hänge, die Wildbäche stürzten ins Tal, die Lawinen donnerten.

An einem solchen Tag war es gewesen. Da war sein Bub, der Joos, mit den andern Burschen und Männern ausgezogen, den Erdsturz wegzuräumen, der sich quer über den Bach gelegt hatte, so daß dieser die Hänge überschwemmte und seine Wasser die Hütten bedrohten.

Eine Rüfi war niedergegangen. Schutt und Geröll, Blöcke und Stämme lagen im wirren Durcheinander.

Sie schaffen, was sie können. Langsam, langsam wird der mächtige Wall kleiner, langsam erhält der Bach sein Bett zurück.

Mit gespreizten Beinen, auf zwei Felsblöcken mitten im Bach stehend, läßt der Joos seine Axt auf einen Baumstamm niedersausen.

Plötzlich ertönt oben an der Bergwand ein Krachen und Donnern. Der Joos schaut auf. Aber es ist nichts zu sehen. Da schafft er weiter und achtet nicht darauf.

Wieder ein Krachen! Plötzlich schreien die auf der Seite. Jäh hebt der Joos den Kopf. Da kommt es von oben in gewaltigen Wellen rasend niedergestürzt.

Einen Sprung macht der Joos auf den nächsten Stein. Zu spät! Schon braust die weiße Flut heran, der Stein wankt. Gellend schreit der Joos. Da schlagen die Wasser über ihm zusammen und reißen ihn in die Tiefe.

Wie man ihm, dem Simon, die traurige Nachricht bringen will, weiß er, als er die entsetzten Gesichter sieht, gleich, was geschehen ist.

Er kommt eben mit der Haue vom Acker her, wo er einen Graben geöffnet hat. Hart muß er sich darauf stützen, daß er nicht laut aufschreit, wie der Christen Valür sagt: «Es ist ein Unglück geschehen.»

Mit verzerrtem Gesicht schaut er ihn an. Dann stammelt er: «Der Joos?»

Keiner sagte nein. Da weiß er es. Er fragt nicht, er redet nicht, er starrt nur immer hinauf zum Berg.

Dann schleicht er hinab zum Haus. Langsam und wortlos folgen ihm die andern.

Die Mutter sitzt auf dem Herd und weint bitterlich. Sie weiß es schon. Er setzt sich still neben sie und faßt ihre Hand. Und beide schweigen.

Lange sitzen sie so. Der Tag erlischt; es wird dunkel. Endlich hebt die Mutter den Kopf. «Simon», sagt sie und ihre Stimme klingt unsäglich weh, «nun sind wir ganz allein.»

Er starrt vor sich hin und sinnt. Nach einer Weile sagt er wie zu sich selbst: «Ganz allein ...»

Dann geht er in die Stube, zündet mit zitternden Händen die kleine Lampe an, langt vom Wandbrett die Bibel herab und schreibt in hohen, steilen Buchstaben auf das Blatt, das schon den Namen seines Jüngsten trägt:

1893, am 5. April.
Heute starb mein letzter, lieber Bub.

Drei Tage darauf hatte man den Joos gefunden, tief unten im Tobel, zerschlagen und zerschunden. Neben dem Grab seines Bruders hat Simon auch ihm die letzte Ruhestätte gegraben. Und hinter dem Sarg ist er zum Kirchlein gegangen, als die Glocken riefen.

Seltsam, wie er das heute alles überdenken muß. Wie all sein Leid, wie von unsichtbaren Mächten geweckt, wieder vor ihm steht. Wie er hier einen Gang tun muß durch sein Leben wie einer, der am Ende seiner Tage steht, sein Leben überschaut und Glück und Leid abwiegt.

Plötzlich ist ihm, als hörte er Glocken läuten.

Er lauscht. Nein, er hat sich nicht getäuscht: durch die offene Tür dringen ein paar windverwehte Klänge zu ihm herein. Die Abendglocke läutet.

Wie es ihn packt! Leise muß er sich schütteln, so ergreift es ihn. Wacht er, träumt er? Es wird ihm so weh, so seltsam zu Mute, wie wenn in seinem Innern etwas zersprungen wäre. Und so müde ist er, so müde.

Leise sinkt sein Kopf zurück und die Augen schliessen sich. Unbeweglich liegt er da, lange.

Plötzlich fährt er auf. Schon wieder hat er geträumt, so seltsam geträumt. Wieder läuteten die Glocken zum Grabe; aber diesmal schritt nicht er hinter dem Sarge her. Er selbst war es, den sie da kalt und tot zur Kirche trugen. Sich selbst hatte er liegen sehen. Steif und bleich im schwarzen Sarge. Wie wunderlich er doch heute träumte! Sollte das ein Zeichen sein, daß seine Zeit gekommen? Nun, so wird er im Frieden hingehen, in jenes Land, in das seine Buben ihm vorangegangen. Wie etwas Schönes, Herrliches erscheint es ihm, daß er sie wiedersehen soll. Ganz sicher ist er, daß es geschehen wird.

Was für einen Text wohl der Pfarrer bei seiner Grabrede wählen wird? Wenn er ihn nur hier hätte, daß er ihm den Wunsch sagen könnte, den er hat: Den Spruch soll er ihm nachsenden ins Grab, der ihm und seinen Vätern Trost und Halt gewesen in aller Not:

«Leben wir, so leben wir dem Herrn,
Sterben wir, so sterben wir dem Herrn;
Darum, ob wir leben oder sterben,
sind wir des Herrn.»

Leise sagt der Simon den Spruch vor sich hin, mit zitternden Lippen. Und er muß dabei dessen gedenken, der ihn ihm als Erbe hinterlassen hat. Da kommt ihm in den Sinn, wer nun in seinem Hause schalten werde, wenn er nicht mehr da ist. Seine Frau ist alt, und die Buben sind tot.

Seine Frau! Von ihr möchte er doch Abschied nehmen, bevor er aus dieser Welt geht; sie hat tapfer und treu all sein Leid mit ihm getragen.

Er richtet sich auf und will rufen. Da ist's als presse ihm jemand die Kehle zusammen. Mit einem Ruck fällt sein Kopf vorn auf die Brust. Leise öffnet er den Mund; ein schwacher Seufzer entflieht. Dann sinkt er zurück und ist still.

Wie die Nacht hereinbricht, und der Simon immer noch nicht vom Gaden herunterkommt, auf alles Rufen keine Antwort gibt, steigt die Mutter die Treppe hinauf. Da liegt er still und schläft.

«Simon», ruft sie.

Keine Antwort.

Sie kniet neben ihn nieder und faßt seine Hand. Jäh läßt sie sie fallen, sie ist ganz kalt.

Da sinkt die stille, verlassene Frau neben ihm zusammen und weint bitterlich.

Segen des Herbstes

Nun qualmen die Kartoffelfeuer,
die Äcker ruhen brach und leer,
zum Dreschen türmen in der Scheuer
sich Weizengarben hoch und schwer.

Und Äpfel duften auf den Hurden,
im Keller gärt der junge Wein,
die Winde, die schon rauher wurden,
sie blasen auf die Fluren ein.

In guten und in schlimmen Tagen
hat wieder sich erfüllt ein Jahr,
das tausendfältig Frucht getragen
und überreich an Segen war.

PETER KILIAN